



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacoby, H.: Annette von Droste-Hülshoff. (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Politik zu durchkreuzen, welche die Vereinigten Staaten in Bezug auf interoceanische Canäle gegenwärtig zu befolgen gedenken. Darum soll der besagte Vertrag aufgehoben und der nordamerikanischen Union das ausschließliche Protectorat über den etwa zu bauenden centralamerikanischen Canal vindicirt werden. Außerdem sind in jüngster Zeit von amerikanischen Fachmännern gegen den Panama-Canal von nautischem Standpunkte aus schwere Bedenken wegen der dort herrschenden, nur mit heftigen Stürmen abwechselnden Windstille erhoben worden. R. D.

Annette von Droste-Hülshoff.

Von H. Jacoby.

(Schluß.)

Welche Beziehungen der Welt spiegelten sich in dem tiefen und reichen Gemüthe Annettes und wie wirkten sie auf dasselbe? — Diese Frage suchen wir jetzt zunächst zu beantworten.

Daß politische und nationale Interessen die Dichterin wenig bewegten, ist leicht begreiflich. Ihr reiferes Leben hat in einer Zeit seinen Anfang genommen, wo nach Jahrzehnten fieberhafter Erregungen und weitgreifender Umwälzungen die Interessen des deutschen Volkes von dem staatlichen Gebiete auf das ausschließlich literarische und künstlerische abgelenkt wurden, und der Tod ereilte sie zwei Monate nach dem Ausbruche der Revolution. Sie hörte noch ihr Brausen von ferne und schreckte vor ihm zurück. Von einer Demagogie, welche von den ewigen Autoritäten, von den himmlischen Heiligthümern sich losgesagt hatte, konnte sie das Heil des Vaterlandes nicht erwarten.

Aber wenn auch nicht dem öffentlichen Leben zugewandt, das in so schwachen Pulsen schlug, hatte sie doch vielleicht ein lebhaftes Vaterlandsgefühl? Wir haben keinen Grund, es zu bezweifeln. Zwar tritt es in ihren Gedichten nicht hervor, wohl aber zeigt sich hier die innigste und wärmste Liebe zu ihrer westfälischen Heimat, für die sie in dem Gedichte „Ungastlich oder nicht“ mit treuem Herzen eingetreten ist. Und diese Heimatsliebe trägt einen universellen Charakter, sie ist frei von localer Enge. Es ist der Werth der Heimat überhaupt, den sie in ihrem besonderen Heimatsbewußtsein erkennt und pflegt, und so schließt denn auch das genannte Gedicht mit den Worten:

Drum, jede Treue sei geehrt,
Der Eichenkranz von jedem Stamme;
Heilig die Blut auf jedem Herd,
Ob hier sie oder drüben flamme;
Dreimal gesegnet jedes Band,
Von der Natur zum Lehn getragen,
Und einzig nur verflucht die Hand,
Die nach der Mutter Haupt geschlagen!

Die Heimat ist der Dichterin aber nicht bloß ein Stück Erde, es ist ihr zugleich eine Gestalt menschlichen Lebens; Land und Leute sind ihr darin mit inbegriffen, vor allem das Elternhaus und die Verwandtschaft. Und so hat sie uns nicht nur mit liebevollem Sinn, voll Pietät das Elternhaus in dem Romanfragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ gezeichnet, auch manche Gedichte sind den innigen Gemüthsbeziehungen entsprungen, durch die sie mit ihren Verwandten verknüpft war. Freilich hat sie gerade ihren nächsten Angehörigen nur wenige Klänge ertönen lassen, aber aus keinem anderen Grunde als dem, welchen sie in dem kleinen Liede an die Mutter, das wohl ein Geschenk begleitete, angiebt:

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,
Die Gabe, die für andre immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.
Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluten wallten drüber her,
Zerförten mir des Liedes zarte Wellen.
So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin;
Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen.

In objectiverer Gestalt hat sie in dem so tief empfundenen und gewiß eigenes Erlebniß darstellenden Gedichte „Der Brief aus der Heimat“ die Innigkeit ihrer Kindesliebe bezeugt. Die Tochter ist in der Ferne und wartet seit Wochen vergeblich auf Zeilen der theuren Mutterhand. Die bängsten Gedanken steigen in der Seele auf, schon sieht der geängstete Geist die Mutter von schwerer Krankheit ergriffen.

Doch sieh', dort fliegt sie über'n glatten Fluß,
Ihr aufgelöstes Haar umfliehet sie rund,
Und zitternd ruft sie, mit des Weinens Spur:
„Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!“
Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,
Die übertoll aus ihren Ufern schwellen;
Ach, eine Mutter hat man einmal nur!

Wie aber dem eigenen Hause, so öffnet Annette Droste dem Hause, der Familie überhaupt das Herz und begleitet alle Beziehungen des Familienlebens mit theilnehmendem Gemüthe. Zwei der Feier desselben geweihte Gedichte sind in weitere Kreise gedrungen und haben mehrfach in Anthologien Raum gefunden: „Das vierzehnjährige Herz“, das die ideale Liebe der heranwachsenden Tochter für ihren Vater darstellt, und das ergreifende Gedicht „Die junge Mutter“. Das Kind ist bei der Geburt gestorben, die kranke Mutter glaubt ihren Liebling in einem entfernten Zimmer, wie Wärterin und Gatte ihr gesagt, und liebliche Bilder tauchen vor ihrer Seele auf:

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorlicht'ge Schritte über'n Teppich schleichen.
„Ich schlafe nicht, Mainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
Der Gatte blickt verstohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen weißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz“. —
„Du duftest Weihrauch, Mann.“ — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einen kleinen Hügel schwanke
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

Aber die Dichterin derjenigen Liebe, welche im Hause waltet, hat kaum und soweit es geschehen, nur andeutend der Liebe gedacht, welche das Haus gründet. Wir werden weiter unten diesen Mangel zu begreifen suchen; hier nur das Eine. Man glaube nicht, daß Annette Droste dieser Beziehung nicht den Werth zuerkannt habe, welchen ihr die Poesie und die ideale Weltanschauung giebt. Eine Episode in der „Schlacht am Loener Bruch“ bildet die Liebe Gertruds und Eberhards. Der bräutliche Bund ist geschlossen. Leise flüsternd steht das Paar in der Fensterbrüstung.

Was ward gesprochen? Allerlei,
Wie immer reden solche Zwei,
Vom ersten Strahle überglänzt;
Ist Einer, dem es nicht ergänzt
Nicht Gegenwart, Erinnerung:
Gar arm ist er! wo nicht, gar jung!*)

*) Der Herausgeber der Briefe erklärt: „Die einfache Lösung des Räthfels ist, daß der ernste, einfache, gesunde Sinn der Dichterin und ihr Gerechtigkeitsgefühl sie überzeugt hatten, daß die vielgepriesene Liebe, wie sie durchgängig verstanden wird, eines so maßlosen

Je spärlicher sie aber der Liebe gedenkt, desto größeren Raum widmet sie der Freundschaft. Vielen edlen Männern und Frauen hat sie Dichtergriße zugerufen, die am tiefsten empfundenen wohl Levin Schücking, ihrem jungen Freunde, an dessen Entwicklung sie mit den Gefühlen einer älteren Schwester und mit der Sympathie, die aus innerer Verwandtschaft hervorgeht, Theil genommen hat. Seelen- und Geisteskräfte, die in ihr selbst gebunden waren, sah sie in ihm sich entfalten.

So wenn ich schaue in dein Antlitz mild,
Wo tausend frische Lebenskeime walten,
Da ist es mir, als ob Natur mein Bild
Mir aus dem Zauberspiegel vorgehalten;
Und all mein Hoffen, meiner Seele Brand
Und meiner Liebessonne dämmernd Scheinen,
Was noch entwinden wird und was entwand,
Das muß ich alles dann in dir beweinen.

Sie erkennt in ihm „das tief versenkte Blut in meinem Herzen“, er ist ihr Dioskur, durch allerfrömmste Treue ihr verbunden.

Wir verzichten darauf, der Dichterin zu folgen, wenn sie die mannigfachen Gestaltungen des menschlichen Lebens beleuchtet und dichterisch verklärt, wenn sie in „Des alten Pfarrers Woche“ die spärlichen poetischen Kohlen, die im Hause des einsamen Priesters glühen, sorglich sammelt zu hellem Feuer, oder wenn sie in „Vanitas vanitatum“ das Bild des alten Generals zeichnet, der, einst ein Schrecken der Feinde und ein Stolz der Seinen, jetzt, ein kranker Löwe, zusammenbricht; wir wollen ihr nicht folgen, wenn sie die wechselnden Geschehe und Zustände des menschlichen Herzens entziffert und deutet. Nur die eine Frage wollen wir zu beantworten suchen: Was ist die Grundstimmung der Dichterin dem menschlichen Leben gegenüber? — Es ist nicht schwer, die Antwort darauf zu finden. So sehr Annette die lichten Blicke des Lebens aufzufangen und zu fixiren weiß, in erster Linie ist es doch das Trübe und Dunkle, was sich in ihrem Auge spiegelt. Und dies erscheint ihr nicht in seiner Zufälligkeit und

Bewunderns und Preisens nicht werth sei, da sie zu flüchtig, zu vergänglich, ja oft zu selbstsüchtig und verdienstlos sei, um über alles andere Schöne des Lebens erhoben zu werden; anderes Edle und Schöne komme darüber zu kurz, werde mit beispielloser Parteilichkeit in Schatten gestellt und wohl am Ende gar nicht gewürdigt, und die Poesie könne an ihm sich einen ruhmvolleren und minder leicht zu erringenden Kranz erringen, als an der Liebe, die alle Welt besinge. Mit großem Ernste, oft auch humoristisch scherzend, pflegte sie diesen Punkt mit vorzüglicher Vorliebe ihren Bekannten auseinanderzusetzen, und sichtbar gefiel sie sich in dieser Einsicht und gewählten Weise.“ Wir bemerken hierzu, daß, insofern in diesen Worten eine Geringschätzung der Liebe als poetischen Themas liegt, wir in ihnen nur ein objectives Verstandesurtheil der Dichterin erkennen können, durch welches sie einer entgegengesetzten Empfindung ihres Herzens, sie bekämpfend, entgegentrat. Die Richtigkeit dieser Auffassung wird sich im Fortgange unserer Darstellung bewähren.

Grenzboten II. 1880.

35

Vereinzelung, sondern als Ausfluß des ehernen Gesetzes der Vergänglichkeit, das dieser Welt gebietet. Sie hat die Vergänglichkeit der Welt aufs tiefste und schmerzlichste empfunden; sie hat dem Grauen des Todes, der auf allem Irdischen ruht, schreckenerfüllt in das öde Auge gesehen und ist so die Dichterin der Vergänglichkeit alles irdischen Seins geworden. Bei den scheinbar bedeutungsloosesten Vorgängen tritt dieselbe in ihr Bewußtsein. Sie steht mit Levin Schücking am Gestade des Bodensees, den Blick auf eine Taucherente gerichtet, die hin und wieder schlüpft.

Nun sinkt sie nieder wie des Reges Both,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend
Seltames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schaun gespanntes Blickes nieder;
Du flüsterst lächelnd: immer kommt sie auf —
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!

Sie blickt auf die Sträuße und Kränze, die sie zur Erinnerung an schöne Stunden bewahrt, und gedenkt wehmüthig, wie sie dahin geschwunden sind im Strome der alles mit sich fortreisenden Zeit. Oder sie wandelt durch Zimmer, in denen sie vor langen Jahren geweilt — wie viel Unwiederbringliches ist seitdem verloren!

Und an dem blanken Gartensaale drüben,
Da steht 'ne schlanke Maid mit ihrem Lieben,
Die schaun sich lächelnd in der Seele Grund,
In ihren braunen Locken rollt der Wind;
Gott segne dich, du bist geliebt, mein Kind,
Bist fröhlich und gesund.
Sie aber, die vor Lustren dich gebär,
Wie du so schön, so frisch und jugendklar,
Sie steht mit Einer an des Parkes Ende
Und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,
Mit Einer, wie du nimmer möchtest denken,
So könne deiner Jugend Blut sich senken;
Sie schaun sich an, du nennst vielleicht es kalt,
Zwei starre Stämme, aber sonder Wank
Und sonder Thränenquell, denn sie sind krank,
Ach, Beide, krank und alt!

Und wenn sie in „Carpe diem“ mahnt, die Gegenwart auszukaufen, die Lebensfülle, die jede Stunde in sich schließt, zu genießen, wenn sie unsere Thorheit beklagt, die uns unruhig auf Vergangenheit und Zukunft die Blicke zu richten treibt, „Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück, Und unsre Morgen morden unsre Heute,“ wer hörte in dem Tone dieser Mahnung und Klage nicht den Laut des Schmerzes über die Vergänglichkeit des Daseins!

Aber dieser Laut ist nicht ihr letztes Wort; über die Vergänglichkeit der

Weltspiegelung erhebt sie sich in der Selbstspiegelung des Glaubens. Als Glied der Welt fühlt sie sich in den Wirbel der Atome hineingezogen, eine schwindende Welle im Ocean; in Gott weiß sie sich unvergänglich und frei, triumphirt sie über die Nacht des Todes.

Es ist „Das geistliche Jahr“, ein umfassender Cyklus von Gedichten, den Sonntagen und hohen Festen des Kirchenjahrs geweiht, in dem wir den Ausdruck der religiösen Gesamtanschauung der Dichterin erkennen. Wohl wird auch hier die Stimme der Klage laut über die Nichtigkeit des Erdenseins, wohl legt sich auch hier schwer lastend das Räthsel des Lebens auf das von Zweifeln erschütterte Herz, und nicht immer will es tagen. Oft muß sie sich losreißen und vor den verwirrenden Fragen das Auge schließen, der Ewigkeit gedenkend, welche alle Räthsel löst; aber es fehlt auch nicht die Stimme des Frohlockens, die hoffend und vertrauend sich der göttlichen Gnade und Leitung ergiebt. Doch ist allerdings der Grundton auch dieser Gedichte nicht die Gewißheit des Glaubens, sondern das Ringen und Kämpfen um ihn. Das Wort des Heilandes: „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thun, reißen es an sich“ — in der religiösen Gemüthswelt der Dichterin ist es volle Wirklichkeit geworden. —

Es bleibt uns schließlich noch die Aufgabe, die Gestalt des äußeren Lebens der Dichterin ins Auge zu fassen, und zu sehen, ob es uns einen Schlüssel zum Verständniß ihrer inneren Physiognomie darbietet.*) Und in der That in mannigfacher Hinsicht können wir eine Beziehung zwischen dem Boden, auf dem sie erwuchs, den Verhältnissen, welche auf sie wirkten, ja auch zwischen den körperlichen Bedingungen ihres Daseins und ihrem Seelen- und Gemüthsleben aufweisen.

Die Familie, der Annette entstammte, zählt zu den angesehensten altadlichen Geschlechtern des Münsterlandes. Schönheit der Erscheinung war ein Erbgut des Hauses. Künstlerische Begabung zeigte sich mehrfach in den letzten Generationen. Annettes Mutter gehörte der Familie von Harthausen an; der wissenschaftlich ausgezeichnete Freiherr August von Harthausen war ihr Bruder. Am 10. Januar 1797 wurde Anna Elisabeth Franziska Adolphine Wilhelmine Luise Maria Freiin von Droste auf dem Erbgute Hülshoff geboren, ein schwaches, nur durch große Sorgfalt erhaltenes Kind. Die Erziehung, die wesentlich in der Hand der Mutter lag, war eine ziemlich strenge. Die große, krankhaft erscheinende Lebhaftigkeit des Kindes suchte die Mutter zu zügeln. Der Unterricht begann früh, die elementaren Disciplinen lehrte die Mutter selbst; dann nahm Annette an dem wissenschaftlichen Unterrichte Theil, den die Brüder

*) Wir folgen dabei in erster Linie der ausgezeichneten biographischen Charakteristik, mit der Levin Schücking die Herausgabe ihrer Schriften eingeleitet hat.

von dem Hauslehrer empfangen. So wurde sie auch mit der lateinischen Sprache vertraut. Von verderblicher Lesewuth blieb sie nicht frei; alle ihr zugänglichen Bücher wurden von ihr verschlungen. Die alterthümliche Burg mit ihren dunklen Kammern und Gängen reizte ihre Phantasie. Schon im achten Jahre trat ihr poetisches Talent hervor. Ein Gedicht auf ein Hähnchen und ein Gruß an die Mutter zu ihrem Namenstage sind die ersten Zeugnisse ihrer dichterischen Gabe. Gleichzeitig componirte sie Clavierbegleitungen zu Liedern und Schauspielen, die in Weißes „Kinderfreund“ sich befanden, und das Bewußtsein künstlerischer und dichterischer Begabung erwachte. „Wenn ich älter bin,“ sagte sie zu ihrer Mutter, die sich einmal günstig über eine musikalische Leistung Annettes ausgesprochen hatte, „schreibe ich solche Stücke und solche Lieder selbst und componire sie, und noch viel schönere als diese.“ Und bald zeigte sie, daß ihr Bewußtsein sie nicht täuschte. Das im heroischen Versmaß verfaßte Gedicht „Der Abend“, aus ihrem zwölften Lebensjahre, zeugt bereits von großer Beherrschung der Sprache, Anschaulichkeit der Darstellung und Reife des Urtheils.

Aber eigenthümlich: die dichterische Begabung, die das Kind in so hohem Maße zeigte, schlummerte in den folgenden Jahren, in denen Annette zur Jungfrau erwuchs. Lectüre, Zeichnen, Musik beschäftigten sie; vielleicht begann sie auch schon die kleinen Sammlungen, für die sie später so großes Interesse zeigte. Ihre Jugend verlief in der ländlichen Stille des elterlichen Hauses, ihre zwei Jahre ältere Schwester Jenny, ihre beiden jüngeren Brüder Werner und Ferdinand waren die Arbeits- und Spielgenossen. Besuche in Münster und der Nachbarschaft, auch im Paderbornschen, bei Verwandten unterbrachen die Einförmigkeit des Lebens. Manche anziehende und bedeutende Persönlichkeiten lernte hier Annette kennen, die Fürstin Gallizin, den Minister von Fürstenberg, den Grafen Leopold von Stolberg, den General von Lützow und seine Frau, die Oheime Werner und August von Harthausen. Doch scheint sie von den erstgenannten, ihr nicht verwandtschaftlich nahestehenden keinen tiefer greifenden Einfluß erfahren zu haben. Das Leben im elterlichen Hause hat sie uns selbst mit liebevoller Pietät gegen Vater und Mutter gezeichnet und in der Gestalt des Fräulein Sophie sich selbst in wohlgetroffenen Zügen dargestellt. „Fräulein Sophie,“ läßt sie den Vetter aus der Lausitz in sein Tagebuch schreiben, „gleich ihrem Bruder aufs Haar, ist aber mit ihren achtzehn Jahren bedeutend ausgebildeter und könnte interessant sein, wenn sie den Entschluß dazu faßte. Ob ich sie hübsch nenne? Sie ist es zwanzig Mal im Tage, und ebenso oft wieder das Gegentheil; ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt; ihre nicht regelmäßigen, aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Udeliches und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von blauen Wundern lauscht, bis zum Aus-

druck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber, und dann bleibt nur etwas Gutmüthiges und fast peinlich Sittsames zurück; einen eigenen Reiz und gelegentlichen Nichtreiz giebt ihr die Art ihres Teints, der für gewöhnlich bleich, bis zur Entfärbung der Lippen, ganz vergessen macht, daß man ein Mädchen vor sich hat — aber bei der kleinsten Erregung, geistiger, so wie körperlicher, fliegt eine leichte Röthe über ihr ganzes Gesicht, die unglaublich schnell kommt, geht und wiederkehrt, wie das Aufzucken eines Nordlichtes über den Winterhimmel; dies ist vorzüglich der Fall, wenn sie singt, was jeden Nachmittag zur Ergözung des Papas geschieht. — Das Fräulein singt schön, über ihre Stimme bin ich sicher, daß sie voll, biegsam, aber von geringem Umfange ist, da läßt sich ein Maßstab anlegen — aber dieses seltsame Moduliren, diese kleinen, nach der Schule verbotenen Vorschläge, dieser tief traurige Ton, der eher heiser als klar, eher matt als kräftig, schwerlich Gnade auswärts fände, können vielleicht nur für einen geborenen Laien, wie mich, den Eindruck von gewaltsam Bewegendem machen; die Stimme ist schwach, aber schwach wie fernes Gewitter, dessen verhaltene Kraft man fühlt — tief, zitternd, wie eine sterbende Löwin: es liegt etwas Außernatürliches in diesem Ton, sonderlich im Verhältniß zu dem zarten Körper. Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der Vater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an, und ihre Farbe wechselt, bis sie sich in rothen, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — mir wird todtangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen.“

Fügen wir gleich diesem scharfen, von einer seltenen objectiven Selbstbeobachtung zeugenden Bilde die Charakteristik der äußeren Erscheinung Annettes hinzu, die wir ihrem Freunde Levin Schücking verdanken: „Ihre feine Gestalt mit den anmuthigen Bewegungen, ihr von einer reichen Fülle hellblonden Haars umrahmter aristokratischer Kopf, der mit den merkwürdig fein gezeichneten Zügen voll Geist und Anmuth doch durch die Uebergroße von Stirn und Auge nur eine wunderliche Art von Schönheit haben konnte — alles das mußte eine Erscheinung von großer Anziehungskraft für feinere Naturen bilden.“ Und so finden wir denn auch Annette in freundschaftlicher Verbindung mit hervorragenden Frauen, wie mit Katharina Schücking, der Mutter Levin Schückings, die von ihr später als Westfalens Dichterin gefeiert wurde, der Generalin von Thielmann, deren Schwester, Julie von Charpentier, die Braut von Novalis gewesen war. In diese Zeit, da sie zum jungen Mädchen herangereift war, fällt ein Ereigniß, dessen Folgen, wie wir zu behaupten uns berechtigt glauben, sich in ihrem Gemüthsleben nie verwischt haben. Ein junger Arzt hatte ihr seine Liebe geschenkt, und sie hatte dieselbe erwidert. Aber die Ungleichheit der Verhältnisse hier und dort, der Widerspruch ihrer Eltern trat ihrer Verbindung hindernd ent-

gegen. Wir würden ein Bild der tiefen Bewegung ihrer Seele in dieser Zeit besitzen, wenn sie damals lyrische Dichterin gewesen wäre. Dies ist sie aber erst viel später geworden, im letzten Dezennium ihres Lebens; ihre anfängliche poetische Production lag auf epischem Gebiete. Wenn sie aber im Tone der schmerzlichsten, wehmüthsvollsten Stimmung später auf jene Zeit zurückblickt, so dürfen wir darin einen Beweis erkennen, daß die Wunde, die sie damals empfangen, sich nicht geschlossen hatte. Und darin wird uns nicht beirren, daß sie vermöge der Klarheit ihres Geistes und der Energie ihres Willens der Außenwelt ein heiteres Angesicht zeigte. Wie traurig klingt uns die Klage aus dem Gedichte „Spätes Erwachen“ entgegen:

Ich sah der Liebe Engel lächeln,
Und hatte doch kein Paradies.

Und dann die ergreifende rückschauende Erinnerung in der „Tayuswand“ und der „Nadel im Baum“. Wir können es uns nicht versagen, diese beiden Gedichte, in denen die ganze Tiefe ihres Gemüthslebens sich ausspricht, unverkürzt hier mitzutheilen.

Die Tayuswand.

Ich stehe gern vor dir,
Du Fläche schwarz und rauh,
Du scharftiges Bisir
Vor meines Liebsten Bran',
Gern mag ich vor dir stehen,
Wie vor grundirtem Tuch,
Und drüber gleiten sehen
Den bleichen Krönungszug;

Als mein die Krone hier,
Von Händen, die nun kalt;
Als man gesungen mir
In Weisen, die nun alt —
Vorhang am Heiligthume,
Mein Paradiesesthor,
Dahinter alles Blume
Und Alles Dorn davor.

Denn jenseits weiß ich sie,
Die grüne Gartenbank,
Wo ich das Leben früh
Mit glüh'n Lippen trank,
Als mich mein Haar umwallte
Noch golden wie ein Strahl,
Als noch mein Ruf erschallte,
Ein Hornstoß, durch das Thal.

Das zarte Epheureis,
So Liebe pflegte dort,
Sechs Schritte — und ich weiß,
Ich weiß dann, daß es fort.
So will ich immer schleichen
Nur an dein dunkles Tuch
Und achtzehn Jahre streichen
Aus meinem Lebensbuch.

Du starrest damals schon
So düster treu wie heut,
Du, unsrer Liebe Thron
Und Wächter manche Zeit;
Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,
Dir aus den Nadeln raucht —
Ach, wacher war ich nimmer,
Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt
Und möcht' an deinem Saum
Bergleiten wie ein Blatt,
Geweht vom nächsten Baum;
Du lockst mich wie ein Hafen,
Wo alle Stürme stumm,
O, schlafen möcht' ich, schlafen,
Bis meine Zeit herum!

Und das zweite Gedicht:

Die Nadel im Baume.

Vor Zeiten, ich war schon groß genug,
Hatt' die Kinderschuhe vertreten,
Nicht alt war ich, doch aber im Zug,
Zu Sanct Andreas zu beten,
Da bin ich gewandelt Tag für Tag
Das Feld entlang mit der Nathi;
Ob etwas Liebes im Wege lag?
Tempi passati — passati!

Und in dem Haideland stand ein Baum,
Eine schlanke, mächtige Erle,
Da saßen wir oft in wachendem Traum
Und horchten dem Schlage der Merle;
Die hatte ihr struppiges Nest gebaut
Grad in der schwankenden Krone,
Und hat so keck hernieder geschaut
Wie ein Gräflin vom winzigen Throne.

Wir kosten so viel und gingen so lang,
Daß drüber der Sommer verflossen;
Dann hieß es: „Scheiden, o weh, wie bang!“
Viel Thränen wurden vergossen;
Die Hände hielten wir stumm gepreßt,
Da zog ich aus flatternder Binde
Eine blanke Nadel und drückte fest,
Sie fest in die saftige Rinde.

Und drunter merkte ich Tag und Stund,
Dann sind wir fürder gezogen,
So kläglich schluchzend aus Herzensgrund,
Daß schreiend die Merle entflohen;
O, junge Seelen sind Königen gleich,
Sie können ein Peru vergeuden,
Im braunen Haid, unterm grünen Zweig,
Ein Peru an Lieben und Leiden.

Die Jahre verglitten mit schleichendem Gang,
Berrannen gleich duftiger Wolke,
Und wieder zog ich das Feld entlang
Mit jungem lustigem Volke;
Die schleuderten Stäbe und schrieten „Halloh!“
Die sprudelten Wiße wie Schloßen,
Mir wards im Herzen gar keck und froh,
Muthwillig wie unter Genossen.

Da plötzlich rauscht es im dichten Gezweig,
„Eine Merle,“ rief's, „eine Merle,“
Ich fuhr empör, — ward ich etwa bleich?
Ich stand an der alternden Erle;

Und rückwärts zog mir's den Schleier vom Haar,
Ach Gott, ich erglühte wie Flamme,
Als ich sah, daß die alte Nadel es war,
Meine rostige Nadel im Stamme!

Drauf hab' ich genommen ganz still in Schau
Die Inschrift zu eigenem Frommen,
Und fühlte dann plötzlich, es steige der Thau
Und werde mir schwerlich bekommen.
Ich will nicht klagen, mir blieb ein Hort,
Den rosten nicht Wetter und Wogen,
Allein für immer, für immer ist fort
Der Schleier vom Auge gezogen.

Noch öfter sind ihr später Huldigungen dargebracht worden, aber sie hat sich ihnen immer entzogen.

Das Jahr 1826 brachte Annette schwere Verluste, den Tod ihres Vaters und ihres besonders geliebten Bruders Ferdinand. Die tief erschütterte wurde von einer ernsten Krankheit ergriffen und in lang anhaltende, tiefe Schwermuth versenkt. Doch heilte sie von dieser eine auf Wunsch des Arztes erfolgte Ortsveränderung. Sie wählte zu ihrem Aufenthalte Coblenz, Cöln, Bonn, wohin Freundschaft und Verwandtschaft sie zog. In Coblenz weilte sie bei Frau von Thielmann, deren durch körperliche Leiden bedingtes Hellssehen das lebhafteste Interesse Annettes erregte. In Cöln fesselte sie das Haus ihres Onkels, des Freiherrn Werner von Harthausen, nach Bonn führte sie eine Einladung ihres Veters, des Professors der Jurisprudenz Clemens Freiherr von Droste. Von besonderer Bedeutung für ihre Entwicklung war Bonn. Sie trat hier in einen geistig angeregten Kreis und empfing eine Fülle bildender Eindrücke. Von den verschiedensten Seiten wurde ihr eine sympathische Aufnahme zu Theil. Sie erregte, wie eine Freundin erzählt, „einen wahren Enthusiasmus der Freundschaft und Liebe, wo sie erschien, die erstere mit herzlicher Hingebung erwidern, vor letzterer fliehend, wie ein Luftgeist vor irdischem Feuer“. Diese Mittheilung der Freundin betrifft ihren Aufenthalt in Cöln, wird aber auch wohl, wenigstens zum Theil, auf Coblenz und Bonn bezogen werden dürfen. Ihre Uebersiedlung von Cöln nach Bonn war eine auffallend plötzliche gewesen, und wir ahnen den Grund, wenn wir hören, daß sie damals entschiedener als je ihre Abneigung gegen eine Heirath aussprach. In Bonn lernte sie auch Adele Schopenhauer, die treffliche und geistig bedeutende Schwester des Philosophen kennen, mit der sie fortan eine dauernde Freundschaft verband. Vom Rhein aus unternahm sie eine Reise nach Holland und Belgien und erweiterte so den Kreis ihrer Anschauungen und Erfahrungen.

Nach der westfälischen Heimat zurückgekehrt, lebte Annette still und einge-

zogen auf dem Wittwenstz der Mutter, dem kleinen Gute Rüschaus, eine Stunde westlich von Münster gelegen. Die Einsamkeit des Lebens wurde noch größer, als die ältere Schwester Jenny 1834 sich mit dem verdienten Germanisten, dem Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg auf Eggishausen im Thurgau, vermählte. Es gab Zeiten, wo Annette hier ganz allein lebte, wo einige Diensthöten und ihre alte Amme ihre einzigen Hausgenossen waren. Diese Einsamkeit ist nicht ohne Einfluß auf ihre Gesammttrichtung geblieben, der grüblerische Zug, der ihrer Natur an sich eigen war, das Nachsinnen über die Räthsel des Lebens, wurde genährt, und wir begreifen es, daß, wie Levin Schücking erzählt, die Realität ihres irdischen Seins sich mitunter dem Bewußtsein entzog und sie schwankte, ob sie in der Zeit oder in der Ewigkeit weise. Doch fehlte es nicht gänzlich an Unterbrechung des einförmigen Lebens. Besuche der Verwandten, längerer Aufenthalt Annettes auf deren Gütern brachten manche Abwechslung. Vor allem aber entwickelte sich ein reger Verkehr mit Münster, wo die Dichterin in dem schon damals erblindeten Professor der Philosophie Christoph Schlüter einen treuen Freund fand. Die Briefe Annettes an Schlüter zeigen uns, wie nah und in geistigem Zusammenhange sie sich ihm vereint fühlte. Diese Freundschaft bildete eine eigenthümliche Ergänzung ihrer Verbindung mit Levin Schücking. War es dort die Verwandtschaft der Naturen, die Gemeinsamkeit literarischer und poetischer Interessen, welche die Freundschaft knüpfte, hier ruhte sie auf dem Boden religiöser Ueberzeugung, auf der Uebereinstimmung des Glaubens. Durch Vermittlung Schlüters wurde auch Professor Junkmann, eine dichterisch angelegte Natur, mit Annette bekannt und ihr werth. Mit liebevoller Theilnahme begleitete sie seine Entwicklung. So weit nicht die Freundschaft ihre Zeit in Anspruch nahm, war dieselbe vor allem von musikalischer und dichterischer Thätigkeit ausgefüllt. Auch für jene besaß sie eine hervorragende Begabung. Besonders den Ton des Volksliedes vermochte ihr Vortrag zu treffen, wie sie denn auch selbst Volks- und Minnelieder, Texte und Compositionen, zu dichten und zu gestalten wußte. Später bewährte sich ihr musikalisches Talent in gewaltigen, ergreifenden Improvisationen. Vor allem aber waren es die poetischen Erzählungen Annettes, die in dieser Zeit entstanden, und die zugleich mit einigen lyrischen Gedichten 1838 von ihr veröffentlicht wurden. Ihre Mutter hatte die Einwilligung dazu nicht gern gegeben. Daß ihre Tochter in den Kreis der schriftstellernden Damen eintrat, damit möglicherweise in die literarische Bewegung hineingezogen wurde, auf jeden Fall wohl öffentliche Beurtheilung über sich ergehen lassen mußte, war ihr ein peinlicher Gedanke. Annettes Gedichte erschienen denn auch nicht unter ihrem vollen Namen, nur die Anfangsbuchstaben desselben wurden angegeben. Vorläufig ließ das Publikum die Dichtungen völlig unbeachtet, die so wenig mit der Zeitstimmung correspon-

dirten. Auf der einen Seite nahm damals der Streit der preussischen Regierung mit den Erzbischöfen von Köln und Gnesen die Gemüther in Anspruch, auf der anderen wurden sie von den Ideen des jungen Deutschlands aufs tiefste erregt. Kein Wunder, daß die Stimme einer Dichterin wirkungslos verhallte, die, gleichsam zeitlos, von den Interessen des Augenblicks absehend, ausschließlich auf die bleibenden Erfahrungen des menschlichen Geistes und Herzens den Blick richtete. Annette selbst wurde von diesem literarischen Mißgeschick wenig berührt, nur daß sie sich die Frage vorlegte, ob sie nicht vielmehr zur lyrischen Dichterin oder zur Prosa-Schriftstellerin berufen sei.

Wir würden ein unvollständiges Bild ihres Stilllebens in Rüschaus geben, wenn wir es unterließen, Annette schließlich auch im Kreise von Neffen und Nichten zu beobachten, wie sie, mütterlich waltend, bald unterrichtet, bald erzählt, oder am offenen Fenster sitzend der gespannt lauschenden Dorfjugend Gelesenes und Erdachtes aus der Sagen- und Märchenwelt mittheilt in plattdeutscher Mundart, oder wie sie die Haide durchstreift, den Hammer in der Hand, im Steinbruch zu klopfen und Reste der Urzeit zu erforschen.

Indessen verschlimmerte sich Annettes körperlicher Zustand. Die wenigen Jahre, in denen sie das Vollgefühl der Gesundheit genossen hatte, waren schnell vorübergegangen. Krankhafte Zustände traten ein; von nervösem Kopfschmerz, rheumatischen und Gesichtsschmerzen hatte sie schwer zu leiden, asthmatische Beschwerden und Bluthusten erregten Besorgniß. Doch brachte ein längerer Aufenthalt bei ihrem Schwager im Jahre 1836 Besserung. 1841 erneuerte sie denselben; Herr von Laßberg hatte inzwischen das uralte Schloß Meersburg am Bodensee gekauft, das einst König Dagobert erbaut hatte. Hier war ein rundes, etwas düsteres Thurmzimmer ihre Wohnstätte. Einsamkeit und Geselligkeit glichen sich im Leben des Hauses wohlthuend aus. Manche anziehende, manche bei aller Gelehrsamkeit recht langweilige Männer lernte sie kennen. Zu ersteren zählen wir Uhland, Kerner, Schwab, Wessenberg, Reuchlin. Mit Uhland und Reuchlin knüpften sich nähere Beziehungen. Vor allem aber verkehrte sie viel mit Levin Schücking, der mit der Katalogisirung der Bibliothek ihres Schwagers beauftragt war. In dieser Zeit erwachte in ihr das Bewußtsein ihrer Begabung zu lyrischer Poesie, die meisten lyrischen Gedichte entstanden im Winter 1841 zu 1842; 1844 erschien bei Cotta in Stuttgart ein Band ihrer Gedichte unter ihrem vollen Namen. Er umfaßte die poetischen Erzählungen und die lyrischen Gedichte. Ihr Gesundheitszustand wurde inzwischen immer bedenklicher, sie mußte dauernd ihren Wohnsitz in der Meersburg nehmen; da ihr der Arzt viel Bewegung geboten hatte, kaufte sie sich, um ein Ziel für diese zu haben, einen Weingarten mit Pavillon in nächster Nähe. Der Besitz dieses kleinen Tusculums machte ihr große Freude. Auch ihre Mutter siedelte

nach der Meersburg über. Noch einmal 1847 besuchte sie die Heimat. Auf der Rückreise erkrankte sie schwer in Bonn, doch fand sie am Bodensee wieder Kräftigung. Aber im Frühjahr 1848 endete das Leben der Dichterin. Noch erlebte sie den Ausbruch der Revolution, vom nahen Baden hörte sie, tief erschüttert, ihren Sturm. Noch war es ihr vergönnt gewesen, im letzten Winter „Das geistige Jahr“, ihr religiöses Friedensvermächtniß, das sie, von schwerer Krankheit genesen, begonnen hatte, zu vollenden. Dann wurde sie abgerufen, der Tod, dem sie seit langen Jahren entgegengesehen hatte, ereilte sie am 24. Mai 1848. Ein Herzschlag nahm sie hinweg.

Wir haben Annette von Droste als die Dichterin der Vergänglichkeit des irdischen Daseins bezeichnet. Finden sich in ihrem Leben Momente, die es uns begreiflich machen, daß diese eigenthümliche Gesamttanschauung der Welt sich in ihr bildete? Wir glauben es allerdings. Die Gebrechlichkeit ihres Körpers, der Einfluß der Haidelandschaft, die schwache Entwicklung des Naturlebens in derselben, die Stille, die sich über sie ausbreitet, die Einsamkeit, in der so häufig die Tage der Dichterin verfloßen, der schmerzliche Verzicht auf die Lebensgemeinschaft mit dem Manne, dem ihr Herz so warm entgegengeschlagen hatte, alles dies in Verbindung mit einer Neigung, sich in das Geheimniß des Welt-räthsels zu vertiefen, mußte in ihr das lebhafteste Bewußtsein der Vergänglich-keit alles Irdischen hervorrufen. Das Gegengewicht fand sie in dem Glauben, in ihm siegte sie über das Entsetzen, in das der Gedanke an die Unendlichkeit des Vergänglichen sie versenkte. Annette Droste war eine positive Christin. Sie war auch eine Katholikin, die Dogma und Cultus ihrer Kirche gläubig umfaßte. Doch bedarf es hier einer Restriction. Blicken wir in ihre religiösen Dichtungen, so finden sich hier wenige Spuren specifisch katholischen Bewußtseins. Die mitt-lerische Thätigkeit der Kirche hat hier keinen Raum. In ihrem Kampfe suchte die Dichterin keine Hilfe bei dem Priesterthum, den Fürbitten und dem Opfer, die es darbringt; der einzige Mittler, dessen sie bedarf, ist der Heiland selbst; ganz vereinzelt denkt sie der fürbittenden Heiligen. Und so trägt ihre Fröm-migkeit, wenn auch in katholischem Gewande, einen allgemein christlichen Charakter. Sie war in erster Linie Christin, in zweiter Katholikin. Dem entspricht es denn auch, daß Annette weder an dem Werben um Proselyten noch an den gewor-benen Proselyten Wohlgefallen hatte. Fast möchten wir glauben, daß ihr katho-lisches Bewußtsein vor allem durch die Treue bedingt war, mit der sie das, was sie als Erbtheil der Väter übernommen hatte, festhielt und bewahrte. Auch für die romantische Weltanschauung, welche die entschiedenen Katholiken ihrer Zeit hegten, hatte sie wenig Sympathien. Sie schwärmte keineswegs für die Vergangenheit; wo sie des Ritterthums gedenkt, zeichnet sie mehr Schatten als Lichtbilder. Realistisch gerichtet, gehörte sie vielmehr der Gegenwart an. Und

hier vertrat sie allerdings eine entschieden conservative Weltanschauung, die feste Schranken gezogen wissen will, um den Ausschreitungen der Willkür zu wehren. So erscheint uns Annette von Droste als eine harmonisch in sich vollendete Persönlichkeit, fest wurzelnd in den geschichtlichen Gründen, auf denen unser höheres Dasein ruht, aufsteigend zu den letzten ewigen Zielen, zu denen wir berufen sind, und in dieser doppelten Beleuchtung mit scharfem Blick, feinem Sinn und warmem, weitem Herzen das ganze Gebiet des irdischen Daseins umfassend. Ihre Dichtungen stellen das Gesamtbild der Welt dar, das sich so ihr zeigte. Die zeichnende Hand ist fest und kräftig, die Züge scharf und bestimmt, doch fehlen mitunter die weichen Mittelöne, welche Einheit und Zusammenhang leichter erkennen lassen. Aber wer sich in die Sinnes- und Geistesart der Dichterin hineingelebt hat, wird durch das Ungelenke und Dunkle der Sprache nicht mehr oder doch nur selten gestört werden, er wird vielmehr darin eine Eigenart sehen, die er nicht missen mag. Und der Umfang, die Größe und die Tiefe der Gedanken, die ergreifende Gewalt der Gefühle und Anschauungen werden ihm die Dichtungen Annettes von Droste zugleich zu einer Quelle der Erhebung und Vertiefung, der Beredlung und Erbauung machen.

Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger.

Unter diesem Titel hat kürzlich Carl Alfred Hase auf Grund von Actenmaterial, welches ihm das Staatsarchiv von Königsberg darbot, ein detaillirtes Geschichtsbild aus dem sechzehnten Jahrhundert entworfen, welches er seinem greisen Vater und Lehrer, dem allbekannten Kirchenhistoriker, zu dem auf den 15. Juli fallenden 50 jährigen Jubiläum seiner Senenser Professur im voraus gewidmet hat. *)

Die ansprechendste Gestalt des Buches ist ohne Zweifel Herzog Albrecht selbst (1490—1568). Er erscheint als ein wohlwollender und versöhnlicher Fürst, als ein ehrlicher Mensch und ein standhafter Protestant von wahrer Frömmigkeit und nicht ohne theologisches Verständniß, wenn auch gerade dieses sein theologisches Interesse ihn allzusehr unter den Einfluß seiner „Hofprediger“

*) Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger. Eine Königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformation von Dr. Carl Alfred Hase, Militär-Oberpfarrer des 1. Armee-corps. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1879.